

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Band: 118 (2008)

Artikel: My life down under
Autor: Kull-Märki, Verena
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausgewandert aus der Region Brugg IX

Verena Kull-Märki

My life down under

Am ersten Dezember 2005 erfüllte sich mir ein lang ersehnter Wunsch. Wir, d.h. mein Mann Ruedi und ich, übernahmen das «Grand Central B&B» in Cobden, Australien.

Wo liegt denn dieses Kaff, von dem sicher die meisten Leser noch nie gehört haben?

Cobden liegt etwa drei Stunden westlich von Melbourne, südlich des «Princes Highway», der Melbourne mit Adelaide verbindet, im Herzen des Western Districts, einer bewährten Milchwirtschaftsregion. In einer Stunde ist man in der Goldgräberstadt Ballarat, und das Naturschutzgebiet der «Grampians» mit seiner sehr reichen Aboriginal-Kultur ist in zwei Stunden erreichbar. Im nahen Warrnambool kann man in den Wintermonaten die Walfische mit ihren Jungen beobachten, und die 12 Apostel (Felsenformation der Meeresküste entlang) sind auch nur vierzig Kilometer entfernt. Überall findet man kleine Käsereien, Schokoladefabriken, Weingüter und Geschenkläden. Und dennoch ist unsere Gegend, mit Ausnahme der Great Ocean Road, nicht von Touristen überschwemmt.

Am ersten Abend unseres neuen Abenteuers sassen wir mit Freunden um den Tisch, stiessen mit einem Glas Champagner auf unsere Zukunft an und erinnerten uns an vergangene Zeiten ...

Israel

Nach einem dreimonatigen Aufenthalt in Israel im Sommer 1972 packte uns die Abenteuerlust aufs Neue und wir beschlossen, für zwei Jahre in ein englischsprachiges Land zu ziehen. Amerika kam nicht in Frage, Südafrika mit der Apartheid lag uns nicht und auch für Australien war die Tür nur noch einen Spalt breit offen (strenge Einwanderungsvorschriften). Als «Trostpreis» blieb uns nur Neuseeland. Wir erkundigten uns auf dem Konsulat nach den Anforderungen und er-

hielten den Bescheid, dass wir als Einzelpersonen einen Arbeitsplatz, als Ehepaar einen Arbeitsplatz und einen Wohnsitz vorzuweisen hätten, nebst den Übersetzungen allfälliger Zeugnisse und Diplome.

Der Boss meines Freundes hatte Verwandte in Neuseeland, die Familie Meier. Diese fragten wir um Arbeit an. Schon bald erhielt ich ihre Antwort. Im Brief lagen zwei Blätter, eines war die Arbeitsgarantie. Auf dem andern stand, dass diese Garantie so viel wert sei wie das Papier, auf dem sie geschrieben stand. Aber wir seien dennoch herzlich willkommen bei ihnen. Damit war ein Problem gelöst.

Jetzt ging's ans Übersetzen unserer Ausweise und Zeugnisse. Das dauerte eine Weile. Wir beschlossen, in der sicheren Annahme, dass wir das Visum erhalten würden, bei unseren Freunden in Israel auf den «Stempel» zu warten.

Als nach zwei Monaten immer noch kein Visum eingetroffen war, erkundigten wir uns in Genf nach dem Grund für die Verspätung. Wir erhielten den Bescheid, dass wir eine Garantie für Unterkunft und Arbeit vorzuweisen hätten. Die Familie Meier half uns auch da aus, und schon bald waren die nötigen Papiere nach Genf unterwegs.

Inzwischen aber brach in Israel der Jom-Kippur-Krieg aus. Wir wollten nicht zurück nach Europa und konnten nicht weiter nach Osten fliegen, so blieben wir halt im Kibbuz. Da die meisten Männer und Burschen im Einsatz waren, wurde unsere Hilfe sehr geschätzt.

Mitte November kam dann endlich das lang ersehnte Visum. Der Krieg war mittlerweile zu Ende. Wir packten unsere Koffer und auf ging's nach Neuseeland!

Neuseeland

Wir kamen nachts um zwölf Uhr in Auckland an. Am nächsten Morgen nahmen wir ein Taxi zum Bahnhof, wo wir ein Billett nach Hawera kaufen wollten. Ich konnte nicht glauben, was ich zu hören bekam. Die Dame am Schalter sagte mir: «Sie müssen das Billett vorbestellen (book) und der heutige Zug ist übrigens schon abgefahren». Unser erster Gedanke war: «Das ist ja wie im wilden Westen, kaum möglich in der heutigen Zeit.»

So fuhren wir zum Flughafen zurück und versuchten dort unser Glück. Einen Flug nach New Plymouth zu finden war kein Problem.

Dort angekommen, verpassten wir den Bus in die Stadt. Da der Flughafen bis vier Uhr geschlossen war, warteten wir, zusammen mit unserem Gepäck, auf dem Rasenplatz vor dem Gebäude an der Sonne.

Ein Auto hielt an und ein Mann erkundigte sich, ob wir ein Problem hätten. Ich versuchte ihm, in meinem gebrochenen Englisch unsere Situation zu erklären. Darauf anbot er sich, uns in die Stadt zu fahren, direkt zur Busstation. Die meisten Neuseeländer sind den Touristen gegenüber sehr hilfsbereit, was wir noch oft erleben durften.

Die Busfahrt nach Hawera war ein Erlebnis. Auch hier musste gebucht werden, und jedes Billett hatte eine Nummer mit einem dazugehörenden Sitzplatz. An einer Haltestelle ausserhalb Eltham stieg eine Frau ein, und als sie ihren gewohnten Platz von uns besetzt sah, liess sie ein Zetermordio los, dabei war der Bus beinahe leer. Noch heute denke ich jedesmal an diese Dame zurück, wenn wir durch Te Roti fahren.

In Hawera wartete niemand auf uns, und am Telefon erklärte mir Frau Meier, sie hätte unseren Brief mit dem Ankunftsdatum nicht



erhalten. Das, obwohl der Brief als Expresspost in Israel aufgegeben worden war. Meiers holten uns aber umgehend am Bahnhof ab und wir wurden empfangen, als ob wir zur Familie gehörten.

Am ersten Abend waren wir viel zu müde, um grosse Fragen zu stellen. Das sparten wir für den nächsten Tag auf. Wir fanden bald heraus, dass unser Englisch nicht sehr weit reichte. Doch, wie schon gesagt, unsere neuen Freunde gaben sich die grösste Mühe, uns das neue Leben leichter zu machen. Sie zeigten uns die Gegend, das Meer, nahmen uns zum Einkaufen mit und halfen uns sogar eine Stelle auf einer Milchfarm zu finden. Das war zum Glück recht einfach, und schon auf unsere zweite Bewerbung hin erhielten wir eine Stelle.

Die Provinz Taranaki liegt an der Westküste der Nordinsel, halbwegs zwischen Auckland und Wellington. Hauptstadt ist New Plymouth, die Bevölkerung etwa 30 000, und der Mount Taranaki ist das Wahrzeichen der Provinz. Taranaki war damals und ist immer noch eine landwirtschaftliche Provinz, Milch-, Fleisch- und Schaf-farmen, um NP herum hat es Obstfarmen und im Süden wird ein wenig Getreide angepflanzt.

Wir hatten eigentlich nie grosse Akklimationschwierigkeiten und fühlten uns auch nie als Ausländer. Eine Lektion für die Schweizer! Wir wurden Mitglieder des Young Farmers Club, des Friendship Clubs und natürlich des Schweizer Clubs. So war immer etwas los. Am Wochenende unternahmen wir Fahrten ins Hinterland, gingen auf Hirsch- oder Geissenjagd oder besuchten Pferderennen in der Umgebung.

Vor 33 Jahren waren wir als Schweizer sehr verwöhnt. Zu Hause war alles da, Unterhaltung, Kultur, Sozialdienste, öffentliche Verkehrsmittel usw. In Neuseeland damals, vor allem im Taranaki, kamen wir uns manchmal beinahe wie Pioniere vor. Aber wir begnügten uns mit dem Vorhandenen und improvisierten den Rest. Damals gab es drei Sorten Käse, mild, medium and tasty cheddar; zwei Sorten Brot, geschnitten und ungeschnitten; der gute Wein kam aus Spanien und von Cervelats träumten wir nur!

Unsere Gäste mussten am Anfang zum Essen das eigene Geschirr mitbringen, was aber niemanden störte und keinen Einfluss auf die Qualität der Mahlzeit hatte.

Nach 18 Monaten waren wir immer noch entschlossen, wieder in die Schweiz zurück zu kehren.



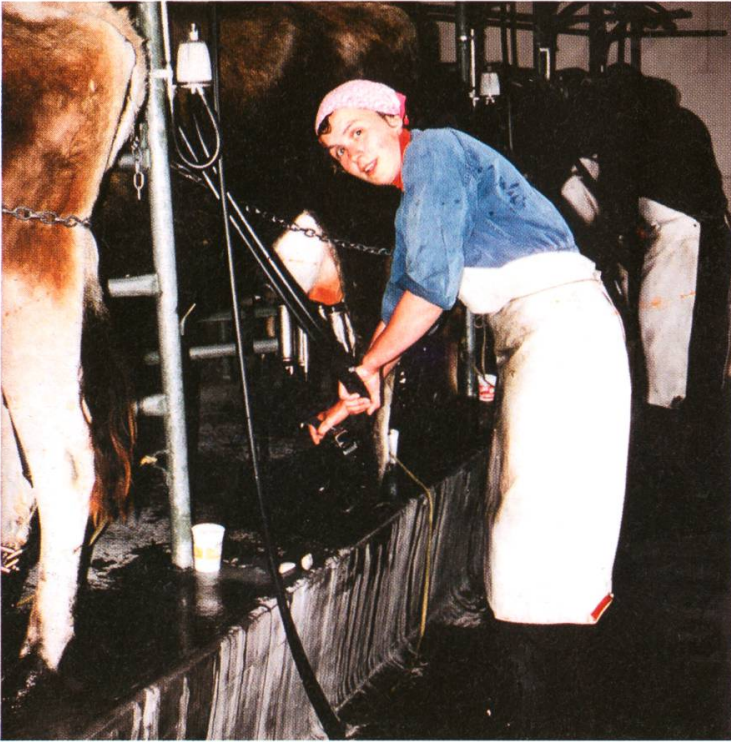
Unser eigene Farm

Dann kam die Wende. Der Wert des Dollars sank und wir sahen eine Chance, etwas Eigenes aufzubauen. So kam es, dass wir uns zum Bleiben entschlossen, sehr zum Leidwesen unserer Familien. Mein Vater fand, dass meine Ausbildung als Lehrerin für die Katze gewesen sei. Sie konnten anfangs nicht verstehen, dass man auch als «Hinterwäldler» glücklich sein kann. Doch das änderte sich, als sie uns zum ersten Mal besuchten. Und ich darf sagen, dass wir in den letzten dreissig Jahren jeden Sommer Besuch aus der Heimat gehabt haben.

1976 kauften wir uns eine etwa 38 ha grosse Farm am Stadtrand von Stratford und begannen unser neues Leben als Milchfarmer. In den nächsten zwanzig Jahren wechselten wir mehrmals unseren Wohnsitz. Sobald sich uns eine Chance bot zu vergrössern, ergriffen wir diese Gelegenheit. 1977 kam unsere Tochter Rachel zur Welt und drei Jahre später Daniel. Wenn die Kinder ihre Grosseltern manchmal vermissten, so haben die Freunde aus dem Schweizerclub oft als Ersatzgrosselftern gedient.

Die Oberflächlichkeit der «Kiwis» machte uns anfangs recht zu schaffen. Es wurde beim Begrüssen und beim Abschied kein Hand-

schlag ausgetauscht. Es war recht schwer engeren Kontakt aufzubauen. Doch das lag wohl auch ein wenig an unseren mangelnden Englischkenntnissen. Der Ausdruck «she'll be right, mate» (es kommt schon recht heraus), der die Haltung der Neuseeländer symbolisiert, ging uns auf die Nerven. Als Schweizer war man sich dies nicht gewöhnt.



Wenn es Probleme gab, schienen diese vor allem für uns solche zu sein. Die Kiwis betrachteten uns nie als Ausenseiter oder fremde Fötzel. Nur hatten sie es gar nicht gerne, wenn man zuviel über die Schweiz redete und ihnen klar machen wollte, was dort alles besser sei.

Ich müsste lügen, wenn ich behaupten würde, nie Heimweh gehabt zu haben. Aber es gab ja immer das Telefon, den Briefwechsel, gleichgesinnte Freunde im Schweizerclub. Hin und wieder machten wir Ferien in der Schweiz, und, wie schon angetönt, hatten wir

viel Familienbesuch in den letzten Jahren. Heimweh ist ja nichts Schlimmes, nur sollte es nie Überhand nehmen. Oft war es auch nur Heimweh nach bestimmten Ereignissen (Jugendfest, Weihnachten im Winter, ein Waldfest usw). Kommt man dann aber für ein solches Ereignis zurück in die Heimat, merkt man, dass es nicht mehr so ist wie früher. Ich habe mich verändert, meine alten Freunde und die Familie haben sich verändert, und eine Beziehung kann nicht unbedingt dort fortgesetzt werden, wo sie vor fünf Jahren aufgehört hat.

Etwas sehr Wichtiges leuchtete mir eigentlich erst nach bald zehn Jahren in Neuseeland ein. Ich bin weder 100% Schweizerin noch 100% Neuseeländerin. Also ein wenig wie der Esel zwischen den zwei Heustöcken, oder, wie man auf englisch sagt: «caught between a rock and a hard stone».

Mit meinen Freunden aus der Schweiz habe ich eine gemeinsame Vergangenheit. Das ist wichtig zum Formen eines Menschen, macht uns hier aber manchmal ein wenig zu Aussenseitern. Mit den Freunden aus Neuseeland und aus Australien habe ich eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft. Unsere beiden Kinder aber betrachten sich durch und durch als «Kiwis» und finden die Schweizer Abstammung gar nicht so wichtig.

Australien

Kanangra

1996 wollten wir unsere Farm vergrössern, indem wir mehrmals versuchten, die eine oder andere Nachbarfarm zu kaufen. Alle unsere Versuche misslangen. So entschieden wir uns, zusammen mit einem Freund, unser Glück in Australien zu finden.

Nach langem Suchen fanden wir eine Farm, die uns zusagte. Jede Farm hier hat einen Namen, und das Stück Land, das uns gefiel, hiess «Kanangra». In der Sprache der Einheimischen bedeutet das soviel wie «schöne Aussicht». Der Verkäufer, der wegen einer Scheidung



in finanziellen Schwierigkeiten war, fand sich bereit, als Pächter auf der Farm zu bleiben. Für uns Greenhörner aus Neuseeland hätte das nicht besser sein können!

Leider sah die Wirklichkeit nicht gar so rosig aus. Der Pächter vernachlässigte die Farm, er war ein lausiger Farmer und wir verloren viel Geld. Das Tüpfchen auf's i kam, als er im zweiten Jahr mitten im Sommer einfach davonlief, da er kein Wasser mehr hatte.

So blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Farm im Taranaki zu verpachten, den Haushalt samt dem Hund nach Australien zu verschiffen und in Scotts Creek nach dem Rechten zu sehen. Der Plan war, für fünf Jahre die Farm zu bewirtschaften und danach wieder nach NZ zurück zu kehren.

Doch erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt!

Wie wir das erste Jahr überlebt haben, weiss ich nicht. Alles ging schief, nichts funktionierte. Was wir auch immer anfassten, zerbrach, platzte oder fiel zusammen. Wir gaben unserer Farm einen neuen Namen und nannten sie «Broken Hill».

Das grösste Problem anfangs April war das mangelnde Wasser. Wir hatten einen Monat Zeit Wasser zu finden, bevor unsere dreihundert Kühe eintrafen.

Dank der Grosszügigkeit zweier Nachbarn, etwa fünfhundert Metern Schlauch und zwei Pumpen konnten am ersten Mai unsere Viecher Wasser trinken.

Nebst all dem Flickern, Aufräumen und Putzen gab's in diesem ersten Jahr auch noch die dreihundert Kühe zu melken. Was wir mehr schlecht als recht machten.

Nach zwölf Monaten erkannte man die Farm kaum mehr und wir gaben diesem schönen Flecken Land den richtigen Namen wieder zurück.

Wir fanden aber, dass Kanangra zu gross war für uns zwei. Wir verpachteten die Farm an ein junges Ehepaar und kauften uns eine Hundert-Kuh-Farm.

Strathmore

Auch diese Farm hatte tlc (tender loving care) nötig, und so wurde es uns nie langweilig. Schon nach zwei Jahren bot sich uns die Gele-

genheit, die Nachbarsfarm zu kaufen, und so molken wir bereits wieder zweihundert Kühe!

Die neue Farm hiess «Strathmore». Das war der Name des Schiffes, auf dem der ehemalige Besitzer nach dem zweiten Weltkrieg nach Australien zurückgekehrt war. Was für ein Zufall, dass wir in Neuseeland während vieler Jahre nicht weit vom «Strathmore Saddle» gewohnt hatten.

Unsere beiden Kinder blieben in NZ zurück, Rachel als Jura-Studentin in Dunedin und Daniel im letzten Jahr an der Highschool.

Cobden

2002 entschlossen wir, das Kühemelken endgültig an den Nagel zu hängen. Wir verpachteten unsere Farm und zügelten ins nächste Dorf. Unser Haus hatte einen eine Hektare grossen Garten, bepflanzt mit einheimischen Bäumen und Sträuchern, sodass ich mich mit Elan meinem Hobby, dem Gärtnern, widmen konnte.

Aber die Farmerei liess uns nicht in Ruhe. Wir pachteten mit einem Freund zusammen ein Stück Land. Da zogen wir Rinder auf für den Export nach China, Kuwait und Mexiko. Nach zwei Jahren kam dieses Unternehmen zu einem Ende, der Export brach zusammen und mit dem letzten Schiff reisten auch unsere letzten Rinder nach Mexiko.

Da das Privatisieren aber nichts für uns ist und Gärtnern nicht das Hobby meines Mannes, verkauften wir unser Haus und ergriffen die Chance, das Grand Central zu kaufen.

Das Grand Central ist ein ehemaliger Pub, der im Jahre 2000 in ein 4½-Stern B&B umgewandelt worden war. Der Einstieg ins neue Leben wurde uns durch den Vorgänger leicht gemacht. Er half uns in jeder Hinsicht und so viel er nur konnte. (www.cobdenaccommodation.com)

Und so begann am ersten Dezember 2005 ein ganz neuer Lebensabschnitt. Unsere Kinder hatten ja schon vor einiger Zeit das Nest verlassen. Rachel lebt in London und arbeitet in einer Anwaltskanzlei. Daniel ist nach zwei Jahren in Melbourne wieder nach Neuseeland zurückgekehrt.

Es gibt verschiedene Sprüche, die unsern Berufswechsel beschreiben: «Früher haben wir Kühe gemolken, jetzt melken wir Touristen!» Ein anderer ist nicht unbedingt druckwürdig!

In diesen zwei Jahren haben wir viel gelernt und unzählige interessante Menschen aus allen Herren Ländern angetroffen. Ich bin sicher, dass es den «guest from hell» gibt, aber angetroffen haben wir ihn zum Glück noch nie.

Unser Gewerbe ist unberechenbar, einmal ist das Haus voll bis unters Dach, dann wieder gibt's flauere Zeiten. Man nimmt einfach das Gute mit dem Schlechten, das gehört dazu. Beim Farmern heisst's ja auch «man muss heuen, wenn die Sonne scheint».

Wenn man mich heute fragt, wo wir uns im Alter einmal niederlassen werden, kann ich keine Antwort geben, denn meine Wurzeln sind in der Schweiz, mein Herz ist in Neuseeland und mein Kopf in Australien!

